

Zeitschrift:	Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale
Herausgeber:	Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
Band:	20 (2005)
Artikel:	Strandurlaub als liminoider (Erfahrungs-)Raum der Moderne? : deutsche Seebäder im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert
Autor:	Kolbe, Wiebke
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-871928

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wiebke Kolbe

Strandurlaub als liminoider (Erfahrungs-) Raum der Moderne?

Deutsche Seebäder im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert

Das Phänomen des touristischen Reisens konzeptionell zu fassen und zu erklären, warum Menschen in modernen Gesellschaften massenhaft reisen, welche Orte sie dabei aus welchen Gründen aufsuchen und welche Erfahrungen sie suchen und machen, ist nach wie vor eine Herausforderung für die Freizeit- und Tourismusforschung. Dahinter steht die grundsätzliche Frage nach der Funktion von Urlaubsreisen für moderne Gesellschaften. Die Tourismusforschung, zu der unterschiedliche, vor allem gegenwartsbezogene Disziplinen wie die Soziologie, Geografie, Kulturanthropologie oder Wirtschaftswissenschaft beitragen, bietet verschiedene Ansätze und Theorien an, um diese Frage zu beantworten. Fast alle beruhen jedoch – gewissermaßen als kleinstem gemeinsamem Nenner – auf der Vorstellung, Urlaub, touristisches Reisen und Urlaubsorte bildeten Gegenwelten zum Alltag, genauer: zum Arbeitsalltag. Sie stellten diesem gegenüber eine Grenzüberschreitung dar, ein temporäres Ausbrechen, das offenbar für das Funktionieren moderner Gesellschaften notwendig sei.¹ Entstanden ist die Gegenweltvorstellung seit Ende des 19. Jahrhunderts im Rahmen der wissenschaftlichen und politischen Diskussionen um die Notwendigkeit von Urlaub zur Rekreation der Arbeitskraft.² Seitdem hat sie eine enorme Wirkmächtigkeit entwickelt. Sie ist tief in unser Alltagsverständnis von Urlaub eingedrungen und prägt, wie die Tourismusforschung zeigt, als weitgehend unhinterfragte Vorannahme auch den wissenschaftlichen Umgang damit.

Wenn die Gegenweltthese jedoch in der Lage sein soll, das Phänomen des Massenreisens schlüssig und umfassend zu erklären, müsste sie sich empirisch belegen lassen: zum einen in historischer Perspektive, für den gesamten Zeitraum der Moderne – denn touristisches Reisen entstand seit Ende des 18. Jahrhunderts zeitgleich mit der modernen Gesellschaft und ist ihr somit inhärent –,³ zum anderen auch in erfahrungsgeschichtlicher Perspektive, denn nur dann liesse sich die sozialpsychologische These halten, dass der temporäre Ausbruch aus dem Alltag in eine andere Welt das reibungslose Funktionieren moderner Gesellschaften gewährleiste.

Im Folgenden soll daher an einem historischen empirischen Beispiel untersucht werden, ob und gegebenenfalls wie diese Gegenwelten und Grenzüberschreitungen gegenüber dem Alltag tatsächlich durch Sinnzuschreibungen, soziale Praktiken und Erfahrungen hergestellt wurden. Dabei gehe ich von einem theoretischen Ansatz aus, der touristisches Reisen als so genannten liminoiden (Erfahrungs-)Raum beschreibt. Er geht auf den Kulturanthropologen Victor Turner zurück und hat in letzter Zeit in der Tourismusforschung vermehrt Beachtung gefunden.⁴ Turner hat Arnold van Genneps Modell der «rites de passage» auf moderne Konsum- und Freizeitgesellschaften übertragen. Er beschäftigt sich dabei vor allem mit der zweiten Phase des Modells, der Übergangs- oder liminalen Phase, und zeigt, dass der Freizeitbereich in modernen Gesellschaften dieser Phase strukturell ähnlich ist: Hier gehe es um konstruktive Gegenerfahrungen zum Alltag, die als grösserer Freiraum erlebt würden und mit grösserer zwischenmenschlicher und körperlicher Nähe sowie der Auflösung fester Rollen und Identitäten einhergingen.⁵ Die Tourismusforschung versucht nun, den Ansatz Turners nicht nur für das Feld der Freizeit, sondern auch für Urlaub und Urlaubsreisen fruchtbar zu machen.⁶ Ich fasse ihn im Folgenden als Konkretisierung der Gegenweltvorstellung auf, wenngleich liminoide Erfahrungen durchaus nicht nur an Urlaub gebunden sind, sondern sich auch im Alltag finden können. Doch bietet dieses Theorem zum einen eine Möglichkeit der Annäherung an erfahrungsgeschichtliche Dimensionen und kann präziser fassbar und beschreibbar machen, ob und wie die kollektive Vorstellung von Urlaub als Gegenwelt gegebenenfalls von den historischen Subjekten angeeignet und erfahren wurde. Zum anderen geht es bei der Vorstellung einer Gegenwelt zum Alltag immer auch um die Überschreitung seiner Grenzen und Konventionen; die liminale Qualität ist somit bereits in der Vorstellung selbst enthalten. Die folgende Analyse soll jedoch auch dazu dienen auszuloten, inwieweit die Inszenierung und Erfahrung von Liminalität tatsächlich als Konkretisierung der Gegenweltvorstellung aufgefasst werden kann.

Gerade der Bade- und Strandurlaub, so ist neuerdings vermehrt zu lesen, weise besonders deutliche Merkmale liminoider Erfahrungsräume auf.⁷ Diese These müsste jedoch ebenfalls noch stärker empirisch belegt werden, und es ist fraglich, ob sie sich auch in historischer Perspektive halten lässt. Dem möchte ich in diesem Beitrag nachgehen. Ich diskutiere ihre Tragfähigkeit am konkreten Fallbeispiel des Strandurlaubs an Nord- und Ostsee von den 1880er bis in die 1930er Jahre. Dabei handelt es sich um erste Überlegungen vom Charakter eines Werkstattberichts, der nicht den Anspruch erhebt, einen fertigen Theorieentwurf oder eine repräsentative Quellenauswahl zu präsentieren.

Im Folgenden werden in einem systematischen Zugriff drei verschiedene Untersuchungsebenen als mögliche Ebenen liminoider Qualität unterschieden: gesellschaftliche Diskurse, soziale Praktiken sowie Wahrnehmungen und Erfahrungen. Diese Unterscheidung ist als heuristische, idealtypische zu verstehen, da die Ebenen in

Wechselbeziehungen zueinander stehen. So wäre es interessant zu untersuchen, wie etwa gesellschaftliche Diskurse Erfahrungen mitstrukturierten oder soziale Praktiken auf Diskurse einwirkten. Diese Fragen stehen hier nicht im Vordergrund, werden aber abschliessend kurz aufgegriffen. Die folgenden Ausführungen beruhen auf Archivmaterial und Werbung deutscher Nord- und Ostseebäder, ausserdem auf Selbstzeugnissen wie Reiseberichten und Briefen sowie auf literarischen Quellen.

Gesellschaftliche Diskurse

Überlegungen im Anschluss an Turner scheinen in der Tat gerade für den Strandurlaub viel versprechend zu sein: Der geografische Ort Strand besitzt als Grenze zwischen Land und Meer selbst einen liminalen Charakter: Als Übergangszone zwischen Land und Wasser, bestehend aus losem Sand, immer wieder überspült vom Wasser, wird er zu einem Ort der Unbestimmtheit, der zu nichtalltäglichen sozialen Praktiken und Erfahrungen geradezu einzuladen scheint.⁸ Der Strand ist ein peripherer Raum, im geografischen wie im gesellschaftlichen Sinne, ein «place on the margin».⁹

Diese Natur an der Grenze von Gesellschaft scheint sich für eine weiter gehende Inszenierung von Liminalität einerseits und für liminoide Erfahrungen andererseits geradezu anzubieten. Tatsächlich finden sich diverse gesellschaftliche Diskurse, die den Strand als liminoiden Raum kulturell herstellten, als einen Raum, der sich durch grundsätzliche Andersartigkeit auszeichnete und alltagsüberschreitende Erfahrungen ermöglichte. So gibt es seit der Romantik eine literarische Tradition und gesellschaftliche Diskurse, die Küste, Strand und Meer mit dem Geheimnisvollen, Überwältigenden, Unendlichen, Unergründlichen, Transzendenten in Verbindung bringen, häufig auch mit Erotik und Sexualität – bis hin zur Psychoanalyse, wo Wasser und Meer ebenfalls mit diesen Aspekten assoziiert werden. Das Meer und die Grenzzone zwischen Land und Meer, der Strand, sind so im Laufe der Zeit mit einem Repertoire an literarischen und kulturellen Topoi belegt worden, die in der Regel den liminalen Charakter dieser Geografie betonen.¹⁰

In den kulturellen Diskursen im ersten Drittels des 20. Jahrhunderts ist besonders die Betonung des Erotischen oder Sexuellen im Zusammenhang mit dem Strandurlaub auffällig. In der Literatur, in Filmen, auf Ansichtskarten, in Karikaturen und Zeitschriften wie dem «Simplicissimus» finden sich vielfach Schilderungen und Darstellungen von ausschweifenden Lustbarkeiten; von leicht bekleideten, badenden Frauen als Objekten erotischer Fantasien oder auch als keck herausfordernden Akteurinnen; von heimlichen, unerlaubten – sei es ausserehelichen oder nicht standesgemässen – sexuellen Beziehungen, einschliesslich homosexueller Beziehungen.¹¹ Seebäder wurden somit zu Orten, die mit erotisch Reizvollem konnotiert waren und wo Männer und auch Frauen grössere sexuelle Freizügigkeit leben konnten, über soziale Grenzen

hinweg, die im Alltag enger gesteckt waren. Die Geschlechterrollen waren dabei keineswegs immer so verteilt, dass etwa nur «unmoralische» Frauen vor allem der unterbürgerlichen Schichten als Objekte der Begierde bürgerlicher Männer gezeichnet wurden; vielmehr wurden auch bürgerliche, im Alltagsleben «respektable» Frauen imaginiert, die während ihres Strandurlaubs diese Respektabilität ablegten und eine ebenso aktive Rolle spielten wie die Männer.¹²

Die Seebäder selbst nutzten diesen Aspekt erotischer Liminalität für ihre Bildwerbung, indem sie auf ihren Werbeplakaten fast ausschliesslich junge Frauen abbildeten, vor dem Ersten Weltkrieg häufig mit hochgeschürzten Röcken, die den Blick auf die Waden freigaben. Ein Plakat des deutschen Nordseebadeortes Büsum von 1908, das eine Wattenläuferin mit bis über die Knie hochgerafften Röcken darstellt, führte zum lokalen Skandal.¹³ Andere Plakate gingen sogar – vor wie nach dem Ersten Weltkrieg – so weit, weibliche Körper in künstlerischer Jugendstilmanier gänzlich unbekleidet zu zeigen, wie etwa eine Werbung für den Ostseebadeort Kolberg von 1912 oder ein Plakat für Westerland auf Sylt von 1924.¹⁴ Der weibliche Körper, mehr oder minder verhüllt, war für diese Art von Bildwerbung zentral. Darin unterschied sich die Seebäderwerbung deutlich von der Plakatwerbung anderer bürgerlicher Urlaubsziele, etwa den binnennärdischen Kurorten oder dem Alpenraum. Dort standen die Heilmittel und die Landschaft im Vordergrund der Darstellungen; Frauen tauchten als Werbeträgerinnen dagegen kaum auf.¹⁵

Doch die Bildwerbung der Seebäder stellte Frauenkörper nicht nur als Sexualobjekte für den männlichen begehrlichen Blick und potenziellen Urlaubsgast aus und folgte damit einem gängigen, bis heute bekannten Muster der Produktwerbung.¹⁶ Vielmehr setzte sie – so die hier vertretene These – Frauen auch als Akteurinnen, als aktive Urlauberinnen in Szene und wollte damit das weibliche Publikum ansprechen. In den zwanziger und dreissiger Jahren findet man in den Broschüren der Kurverwaltungen, die seitdem mit Fotos bebildert sind, fast überwiegend junge Frauen abgebildet, manchmal mit Kindern, häufiger aber allein oder in Gruppen von mehreren Frauen. Sie werden als Badegäste bei diversen Freizeitaktivitäten gezeigt, etwa beim Schwimmen, Spazierengehen, Reiten, Tennisspielen oder Sonnenbaden.¹⁷ Das mag ein Indiz dafür sein, dass hier die «neue Frau» der Weimarer Republik bildlich inszeniert wurde, die aktiv und selbstbestimmt ihre neu errungene Freizeit gestaltete.

Da der Prototyp der «neuen Frau», die junge, allein stehende Angestellte, sich jedoch nur in Ausnahmefällen eine längere Urlaubsreise leisten konnte, lassen sich auch diese Darstellungen im Sinne der Liminalitätsthese deuten: als traumhafte Wunschwelt, die dem Alltag gegenübergestellt wird und die dort vorhandenen Grenzen des finanziellen Spielraums und der Selbstbestimmung überschreitet. Daneben bietet sich noch eine andere Interpretation an, nämlich in dem Sinne, dass Seebäder nicht nur – oder nicht einmal primär – als Gegenwelten im Sinne des ganz Anderen inszeniert wurden, sondern vielmehr als ideale Welten, die ein Wunschbild des Alltags verkörperten. In

den kulturellen Bildern von Seebädern fand sich folglich eine spezifische Modernität, bezogen auf die Geschlechterbeziehungen und die «neue Frau». Sie transportierten ein utopisches gesellschaftliches Ziel, eine Vorstellung von sozialer Praxis, die in der Ausnahmesituation Urlaub leichter eingeübt werden konnte als im Alltag – um dann eventuell später in den Alltag übernommen zu werden.¹⁸

Im Gegensatz zur Bildwerbung betonte die Textwerbung eher das Vertraute und die Alltagsnähe des Urlaubsortes: etwa die geringe Entfernung, die gute Erreichbarkeit und Verkehrsanbindung, den gewohnten Komfort – elektrisches Licht, fliessendes Wasser, gepflasterte Bürgersteige, Strassenbeleuchtung – und die üblichen städtischen Vergnügungsmöglichkeiten.¹⁹ Auch in der Bildwerbung vor allem des späten 19. Jahrhunderts sind Elemente erkennbar, die ebendiese Merkmale hervorheben sollten, etwa in Form von detaillierten Fahrplänen oder Landkarten mit eingezeichneten Verkehrs wegen, die mehr oder weniger in die Bildgestaltung integriert sind.²⁰ Der französische Tourismusforscher Olivier Lazzarotti sieht in solch scheinbaren Widersprüchen keinen Gegensatz, sondern meint hier gerade das entscheidende Charakteristikum touristischer Orte zu erkennen: Sie seien vom Alltagsleben «zugleich stark distanziert und völlig zugänglich», «entfernt», aber nicht «weit weg». Urlaubsorte «funktionieren» demnach überhaupt nur, weil sie zentrale Elemente besitzen, die einen Wiedererkennungswert haben – und andere, die ausreichend fremd und «exotisch» sind, um den (geografischen und sozialen) Ort interessant zu machen.²¹ Diese durchaus überzeugenden Überlegungen relativieren die Liminalitätsthese stark, widersprechen ihr jedoch nicht vollends.

Soziale Praktiken

Das Vorhandensein gesellschaftlicher Diskurse, die Seebäder als liminoide Orte inszenierten, sagt jedoch noch nichts über die soziale Praxis in diesen Orten aus. Daher stellt sich die Frage, ob auch die Urlaubsorte und die Badegäste das Seebad durch soziale Praktiken als liminoiden Raum herstellten, als eine Gegenwelt zum Alltag, die sich durch grundsätzliche Andersartigkeit auszeichnete und bestimmte Grenzerfahrungen ermöglichte – und auf welche Weise und mit welchen Mitteln sie dies gegebenenfalls taten.

In diesem Zusammenhang sei zunächst auf die spezifische Seebäderarchitektur verwiesen, die mit ihrer Mischung aus Elementen zeitgenössischer Kurort- und Repräsentationsarchitektur, lokalen Bautraditionen und ganz eigener Badearchitektur bereits den Eindruck eines nichtalltäglichen Ortes hervorrief.²² Insbesondere verstärkten jedoch die weit ins Meer hineinragenden Seibrücken den liminalen Charakter des Strandes als Grenzzone zwischen Land und Wasser.²³ Auf den Brücken flanierte man in der Regel und bewegte sich dabei Hunderte von Metern vom Festland weg

in Richtung des offenen Meeres – die einzige Möglichkeit, dem Wasser so nah wie irgend möglich zu kommen, ohne nass zu werden, und sich doch auf dem gleichsam ins Meer verlängerten sicheren Land zu bewegen. Zudem waren viele Brücken, wie auch die Strandpromenaden, bestückt mit Restaurants, Cafés, Geschäften, Verkaufsbuden, Konzertbühnen und, besonders in England, mit Jahrmarktbuden und Puppentheatern – Vergnügungen, die ihrerseits einen ausseralltäglichen Charakter besassen.²⁴

Nicht nur die Infrastruktur der Orte, auch das soziale Leben in ihnen wurde im Sinne einer liminoiden Praxis inszeniert. Wie für die binnennärdischen Kurorte galt auch für die Seebäder, dass sich dort die sozialen Klassen und Gruppen stärker mischten als im Alltag, dass die Umgangsformen anders und weniger förmlich waren.²⁵ Mit zunehmender qualitativer und quantitativer Bedeutung des Bade- und Strandlebens gegenüber anderen Aktivitäten im Seebad und seiner abnehmenden Reglementierung seit den 1920er Jahren trat zudem der Effekt einer gewissen sozialen Egalisierung ein: Soziale Distinktionsmöglichkeiten und -notwendigkeiten verringerten sich in dem Masse, wie der Strand von Menschenmassen beiderlei Geschlechts bevölkert wurde, die sich in ihrer Badekleidung, ihrer materiellen Ausstattung, dem weitgehenden Fehlen alltäglicher Statussymbole und ihren Tätigkeiten – Baden, Sonnenbaden, Sandburgenbauen und Ballspielen – vergleichsweise wenig unterschieden.²⁶

Für den Zeitraum davor beschreibt der Soziologe Rob Shields eine andere Art der Inszenierung von Liminalität im Seebad, nämlich durch die Badepraktiken, die bis Anfang des 20. Jahrhunderts üblich waren: Man badete nach genau festgelegten Regeln, die eher medizinischen Zwecken als dem Vergnügen dienten, und nicht etwa vom Strand, sondern von Badekarren aus, die ins Wasser gezogen wurden. Das ein- oder mehrmalige frühmorgendliche Untertauchen in das kalte Wasser wurde Shields zufolge als Übergangsritus inszeniert, mit dem Wasser als heilendem Urelement, dem man als veränderter, weil gesünderer Mensch entstieg.²⁷ Die Badeverwaltungen trugen mit detaillierten Badeordnungen ihren Teil dazu bei, um unerwünschte Grenzüberschreitungen, nämlich in sexueller Hinsicht, zu unterbinden: Gebadet wurde räumlich und zeitlich nach Geschlechtern getrennt und später, als die ersten Familienbäder entstanden, mit hochgeschlossener und körperferner Badebekleidung, deren Schnitt und Stoffe genauestens vorgeschrieben waren.²⁸ Dennoch waren der Akt der Entblössung und die Präsentation des vergleichsweise spärlich bekleideten Körpers in der Öffentlichkeit, auch in einer gleichgeschlechtlichen, für das Bürgertum, das zumindest bis zum Ende des Kaiserreichs bemüht war, möglichst jeden Zentimeter nackter Haut und die Körperformen unter seiner Kleidung zu verbergen – das galt für Männer noch stärker als für Frauen –, soziale Praktiken, die die Grenzen des im Alltag Denk- und Lebbaren weit überschritten. Auch der Umgang mit dem eigenen und fremden Körpern am Strand besass somit liminoide Qualitäten.²⁹

Wahrnehmungen und Erfahrungen

Mit welchen Sinn- und Bedeutungszuweisungen versahen indes die Urlaubsgäste ihre Reise ins Seebad? Wie erfuhren sie ihren Aufenthalt dort: überwiegend als fremd gegenüber dem vertrauten Alltag oder ihm eher ähnlich? Machten sie Grenzerfahrungen oder überwog Vertrautes?

Manchmal wurde bereits die Reise ins Seebad als Überschreitung der engen Alltagsgrenzen empfunden: «Ich wusste, es würden glückliche Ferien [...] In mir sang es: ‹Ich fahre in die Ferien! Berlin ist erledigt! Ich fahre von der Schule fort! In meinem Zimmer steht der andere Hans Fallada, dessen ich mich immer schämen muss, und ich fahre fort von ihm! Was bin ich glücklich!› Ein deutliches Mal fühlte ich mich in diesen Jahren ganz im Einklang mit mir. Es gab keine Zerrissenheit, keinen Zweifel mehr [...] Ich war wirklich glücklich [...].»³⁰ So schildert Hans Fallada den Beginn seiner Familienferien an der Ostsee um die Jahrhundertwende. Hier werden die Ferien und die buchstäbliche Flucht aus dem Alltag tatsächlich schon zu Beginn der Reise an die See als Gegenwelt zum Alltag imaginiert und erlebt³¹ – und das im besten Sinne einer liminalen Phase: Denn wie bei einem «richtigen» Übergangsritus verändert sich der Reisende tatsächlich durch den Reiseantritt; er ist zum ersten Mal im Einklang mit sich selbst und glücklich, denn er kann sein Alltags-Ich hinter sich lassen. Es wird ihn allerdings bei seiner Rückkehr wieder einholen. Eine solch ausgelassene Freude über das Verlassen des Alltags bereits zu Beginn der Reise findet sich allerdings in den Selbstzeugnissen von Erwachsenen kaum jemals. Dort überwiegen eher detaillierte Schilderungen der Mühsal der langen Reise.³²

Die Erfahrung des Urlaubsortes als Gegenwelt zum Alltag betreffend, sind die Äusserungen in Selbstzeugnissen und literarischen Quellen recht unterschiedlich. Beide Aspekte, die Betonung des vollkommen Andersartigen in vielfacher Hinsicht wie auch die Beobachtung, dass alles im Grunde recht ähnlich sei wie zu Hause, finden sich explizit, manchmal bei ein und derselben Person. So wundert sich etwa Theodor Fontane bei seinem Sommeraufenthalt auf Norderney 1883, dass er überhaupt keine Berliner Bekannten treffe, während es im Jahr zuvor so gewesen sei, «als ob ich im Thiergarten spazieren ginge».³³ Die Frage nach dem Erleben des Urlaubsortes müsste noch stärker nach unterschiedlichen Lebens- und Erfahrungsbereichen differenziert werden, etwa nach der Wahrnehmung der Landschaft, des Klimas, der Unterkunft, des Essens, des Tagesablaufs und der Gesellschaft, in der man sich befand. Statt dessen möchte ich im Folgenden auf die geschlechtergeschichtliche Dimension der Erfahrung des Alltäglichen oder Ausseralltäglichen eingehen.

Für Frauen des Bürgertums, also der Klasse, die den Grossteil der Gäste in den deutschen Seebädern stellte, traf die Qualität des grundsätzlich Andersartigen, des Ausseralltäglichen, im Seebadeurlaub nur bedingt zu. Hierzu fanden sich bislang kaum einschlägige Selbstzeugnisse, doch betonen einige Kindheitserinnerungen den

Umstand, dass die Mütter den gesamten Urlaub organisierten, dass sie dort ebenso wie zu Hause für den Haushalt und für das Kochen zuständig waren und dass es sich für sie daher weniger um eine Gegenwelt zum Alltag als um die Verlegung ihrer alltäglichen Arbeit ans Meer handelte.³⁴ So schreibt Hans Fallada in seinen Kindheitserinnerungen über seine Familienferien am Beginn des 20. Jahrhunderts: «Jedenfalls waren Hotels und Pensionen nicht nur der Kosten wegen, sondern auch wegen der Galle meines Vaters ausgeschlossen. Auch in den Ferien musste Mutter kochen, die gleiche reizlose Diät, die wir alle mitasssen [...] So landeten wir meist in einem Büdner- oder Bauernhaus [...] Für Mutter bedeutete das natürlich auch in den Ferien reichliche Arbeit, zumal uns immer nur eines von unsren beiden Hausmädchen begleitete. Im Grunde war es nur der aufs Land versetzte städtische Haushalt, etwas erschwert durch die primitiven ländlichen Einkaufsgelegenheiten und das Kochen auf demselben Herd mit den Bauern. Doch hatte meine Mutter eine sehr selbstverständliche, unauffällige Art, all ihren vielen Pflichten gerecht zu werden. Uns Kindern ist es damals nie aufgefallen, dass Mutter eigentlich das ganze Jahr hindurch nie eine freie Minute hatte, und dabei war sie eigentlich immer fröhlicher Laune.»³⁵

Die Historikerinnen Beatrice Schumacher und Claire Langhamer haben das Verhältnis von Ferien/Freizeit und Geschlecht grundsätzlich problematisiert. Sie zeigen überzeugend, dass das Konzept der Urlaubsgegenwelt zum Alltag anhand der Norm des männlichen Erwerbstätigen entwickelt wurde³⁶ und dass zumindest Mütter und verheiratete Frauen so etwas wie Freizeit auch subjektiv nicht (mehr) erlebten. Sie nahmen stattdessen ihren gesamten Tagesablauf mit all seinen Tätigkeiten als Dienst an der Familie wahr.³⁷ Wenngleich es einen nicht unerheblichen Unterschied machen möchte, ob etwa Gemüse in der häuslichen Küche oder vor dem Ferienhaus in ungewohnter Natur geputzt wurde,³⁸ ist doch zu vermuten, dass sich auch bei der Selbstwahrnehmung von Frauen im Urlaub Erfahrungen des Alltäglichen zumindest deutlich mit solchen des Ausseralltäglichen mischten.

Doch auch für bürgerliche Männer stellt sich die Frage, inwiefern der Aufenthalt im Seebad von ihnen als kontrastreiche und die Grenzen des Alltäglichen überschreitende Gegenwelt erfahren wurde. Gerade für das Bildungsbürgertum scheint im Urlaub vielfach zuzutreffen, dass Freizeit und Urlaub nur bedingt durch das ganz Andere genutzt wurden: Zumindest teilweise wurden sie für «freiwillige» Arbeit in angenehmerer Umgebung und grösserer Selbstbestimmung verwendet. So nutzten gerade Geistesarbeiter wie Theodor Fontane, Victor Klemperer und Thomas Mann ihren vorübergehenden Aufenthalt an der See, um dort in grösserer Ruhe und Ungestörtheit arbeiten zu können – ungeachtet der Tatsache, ob sie allein oder mit ihren Ehefrauen oder Familien dort waren – und widmeten in Briefen und Tagebuchaufzeichnungen im Alltag wie im Seebad ihrer Arbeit einen sehr grossen Teil ihrer Aufmerksamkeit. Thomas Mann liess in seinem Sommerhaus in Nidden auf der Kurischen Nehrung sogar eigens ein Arbeitszimmer für sich einrichten.³⁹ Unabhängig

davon, ob man Tagebücher und Briefe als «authentische» Selbstzeugnisse oder als Texte einer Selbstinszenierung liest, lässt sich der grosse Raum, den die Arbeit darin einnimmt, in Übereinstimmung mit neueren Forschungen zu Männlichkeit als Beleg dafür deuten, wie zentral Erwerbsarbeit für die Konstruktion moderner (bürgerlicher) Männlichkeit und männlicher Identität war und ist.⁴⁰

Obgleich demnach in geschlechtergeschichtlicher Perspektive die These vom Urlaub als Gegenwelt zum Alltag, bezogen auf subjektive Wahrnehmungen und Urlaubspraktiken, problematisch erscheint, hatten doch die Gäste in den Seebädern eine Art von Liminalitätserlebnis, das am Meer – im Vergleich zu anderen Urlaubsregionen – besonders stark ausgeprägt war, nämlich ungewohnte Erfahrungen mit dem eigenen Körper. Das Baden etwa wurde nicht nur als liminale Phase inszeniert, sondern häufig auch so empfunden. Die unmittelbare Konfrontation mit den Elementen Sand, Wasser, Sonne, Luft und Wind führte zu veränderten Wahrnehmungen des eigenen Körpers, entweder unangenehmer Art – im Sinne eines Kontrollverlusts – oder angenehmer Art, wenn der Kontakt mit dem Meerwasser und das Planschen und Schwimmen als befreidend, belebend oder berauschend beschrieben werden. So schrieb Victor Klemperer 1923 bei seinem Aufenthalt im Ostseebad Rauschen in sein Tagebuch: «Starker u. doch ruhiger Seegang, warmes Wasser. Ich ging nicht über halben Leib hinein, konnte doch ein wenig schwimmen, war den Wellen ganz ausgeliefert, war ganz durchdrungen, von Salz, feuchter Bewegung, Lärm, war nach zwei, drei Minuten wie betäubt. Aber ein wunderbarer Genuss.» Oder an anderer Stelle: «Nachmittags, spät, gebadet. Es war der ungeheuerlichste Wellenschlag, den wir hier erlebt. Man wurde hilflos umgeworfen, über den steinigen Grund geschleift, mit Steinchen beschleudert – es war trotz dieser Brutalität oder durch sie wunderbar.»⁴¹ Hans Fallada schildert die Wirkungen des Meeresklimas und der Sommersonne folgendermassen: «Meine Glieder werden schlaff, sie scheinen von der Sonne gelöst, sie möchten hineinwachsen in den sommerwarmen Sand. Eltern und Geschwister, Schule und die Stadt Berlin sind nicht mehr, nur der Sommer, in dessen Wärme ich mich fühle, von dem ich ein Teil bin, in dem ich ganz aufgehen möchte!»⁴² Das Meer und sein Klima führen hier buchstäblich zur Überschreitung der Körperegrenzen, sie lösen den Körper aus seinen sozialen Kontexten und von der Kontrolle der jeweiligen Person ab.

Übereinstimmend erlebten zudem fast alle Erwachsenen und Kinder den ersten oder wiederholten Anblick des Meeres und den Kontakt mit dem Wasser, dem Strandsand und dem Küstenklima als ganz besondere Erfahrung, die häufig eine transzendenten, grenz- und ichüberschreitende Qualität besass. Noch einmal Hans Fallada: «Und dann stehe ich wieder oben auf der Düne, und wie jedes Jahr, wenn wir an der See sind, überfällt mich das altvertraute und doch immer wieder bestürzende Gefühl der ungeheuren Weite, die sich mir auftut. Zuerst sehe und fühle ich nichts anderes als dies, wie gross das ist, wie es immer weitergeht, auch dort, wo Horizont und Wasser ineinander verlaufen. Mein kleines Jungenherz pocht aufgeregt: hier stehe ich ja, und

ich sehe dies. Es ist auch für mich da, und ich gehöre dazu, fühle ich, ohne mich wäre es nicht so da, wie es jetzt ist. Es ist ein Ewigkeitsgefühl, ein Unvergänglichkeitsahn, das mich überkommen hat. Ich könnte es nicht mit Worten beschreiben, aber ich fühle es ...»⁴³ Auch Erich Kästner beschreibt in seinem Kinderbuch von 1934 «Emil und die drei Zwillinge» die erste Begegnung der Hauptpersonen mit dem Meer beim Urlaub auf Rügen als überwältigendes Erlebnis,⁴⁴ ebenso die Schweizerin Olga Frey, die 1900 mit ihrem Mann das Ostseebad Heringsdorf besuchte. Sie fasste ihre immer wieder empfundene Faszination durch das Meer in ihrem Tagebuch mit den Worten zusammen: «An die Stelle dieses grossartigen, wechselvollen Bildes setzten wir im Geist eine Alpenaussicht in unsern Schweizerbergen und mussten bei dem Vergleich dem ersten den Vorzug geben. Was uns das Meer so lieb machte, war eben seine Mannigfaltigkeit; heut die Ruhe, morgen der Sturm; keinen Moment bleibt es sich gleich, und am schönsten ist es beim schlechten Wetter, wo unsere Alpen sich hinter einem dichten Wolkenschleier verstecken.»⁴⁵ Der 1905 in Königsberg geborene Max Fürst schliesslich schwärmt bei der Schilderung seiner jährlichen Sommeraufenthalte im Ostseebad Cranz über «die Ostsee, meine Liebe, die grosse Weite».⁴⁶

Hier stellt sich spätestens die Frage des Verhältnisses zwischen den Erfahrungen der historischen Subjekte und gesellschaftlichen Diskursen. Denn es ist auffällig, dass sich fast alle Selbstzeugnisse in den Beschreibungen von Meererlebnissen der seit der Romantik bekannten kulturellen Topoi bedienen. Daraus sollte man jedoch nicht schliessen, dass die Badegäste das Meer nicht tatsächlich als spektakulär, überwältigend, ichüberschreitend empfunden hätten. Nur ist die sprachliche Formulierung dieses Empfindens – wie auch die subjektive Wahrnehmung selbst – durch kulturelle Diskurse geprägt und teilweise vorstrukturiert.⁴⁷

Insofern überrascht es nicht, dass sich liminoide Qualitäten auf allen drei Ebenen finden lassen: in gesellschaftlichen Diskursen, in sozialen Praktiken und im subjektiven Erleben. Wie sich diese Ebenen im Einzelnen zueinander verhalten, insbesondere, ob sich liminale Aspekte kultureller Repräsentationen in der Regel auch auf der Erfahrungsebene finden lassen, ist eine Frage, der weiter nachzugehen sich lohnt. Denn die gesellschaftliche Inszenierung von Grenzräumen ist zwar ein wichtiger Aspekt, um die Tragweite der Liminalitätsthese auszuloten. Er erhält jedoch erst durch die entsprechenden sozialen Praktiken, Wahrnehmungen und Erfahrungen der Urlaubsgäste eine Verankerung in der subjektiven und kollektiven Wirklichkeit der historischen Subjekte. Zwar stimmen die subjektiven Wahrnehmungen des Meeres mit den kulturell wirksamen Vorstellungen von Küste und Meer weitgehend überein, doch trifft dies offenbar in weitaus geringerem Masse für die gesellschaftliche Norm von Urlaub als Gegenwelt zu, die sich weder in den Urlaubspraktiken noch in den Wahrnehmungen der Seebadgäste ungebrochen wiederfindet. Es müsste daher noch eingehender untersucht werden, in welcher Hinsicht Urlaub als Gegenwelt und Grenzüberschreitung gelten kann, in welcher hingegen nicht. Ausserdem sollte vermutlich

stärker zwischen Vorstellungen, Inszenierungen und Erfahrungen von Gegenwelten und solchen von Liminalität differenziert werden. Konstatiert man ein weitgehendes Auseinanderfallen von touristischen Diskursen und individuellen Erfahrungen, dann stellt sich verstärkt die Frage nach der Wirkmächtigkeit solcher Diskurse (etwa der Werbung) und nach ihrer Umdeutung durch die historischen Subjekte. Zweierlei ist bereits deutlich geworden: Die kollektive Vorstellung von Urlaub als Gegenwelt zum Alltag, die tief in unserem Alltagswissen verankert ist, wurde in den Erfahrungen historischer Subjekte offenbar weniger wirkmächtig, als man annehmen könnte, und wird zudem durch eine geschlechtergeschichtliche Perspektive auch in konzeptueller Hinsicht in Frage gestellt.

Anmerkungen

- 1 Einen Überblick über verschiedene Theorieangebote gibt Hennig, Christoph, «Jenseits des Alltags. Theorien des Tourismus», *Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung* 1 (1997), S. 35–53.
- 2 Vgl. Schumacher, Beatrice, *Ferien. Interpretationen und Popularisierung eines Bedürfnisses. Schweiz 1890–1950*, Wien, Köln, Weimar 2002.
- 3 Zur zeitgleichen Entstehung von Tourismus und Moderne siehe die Überblicksdarstellungen bei Spode, Hasso, *Zur Geschichte des Tourismus. Eine Skizze der Entwicklung der touristischen Reisen in der Moderne*, Starnberg 1987, S. 5 ff.; ders., «Der Tourist», in: Frevert, Ute; Haupt, Heinrich-Gerhard (Hg.), *Der Mensch des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M., New York 1999, S. 113–137; Prahls, Hans-Werner; Steinecke, Albrecht, *Der Millionen-Urlaub. Von der Bildungsreise zur totalen Freizeit*, Darmstadt 1979, S. 140 ff.
- 4 Vgl. Hennig (wie Anm. 1), S. 42 f.
- 5 Turner, Victor, «Variations on a Theme of Liminality», in: Moore, Sally F.; Myerhoff, Barbara G. (Hg.), *Secular Ritual*, Assen, Amsterdam 1977, S. 36–52.
- 6 Vgl. zum Beispiel Hennig (wie Anm. 1), S. 43; Wagner, Ulla, «Out of Time and Place – Mass Tourism and Charter Trips», *Ethnos* 42 (1977), S. 38–52, bes. S. 45 f.
- 7 Zum Beispiel Hennig (wie Anm. 1), S. 44; ders., *Reiselust. Touristen, Tourismus und Urlaubskultur*, Frankfurt a. M. 1999, S. 27 ff., 60 ff.; Schumacher (wie Anm. 2), S. 370 ff.; Walton, John K., *The British Seaside. Holidays and Resorts in the Twentieth Century*, Manchester 2002, S. 3 ff., 96 f., passim; Shields, Rob, *Places on the Margin. Alternative Geographies of Modernity*, London, New York 1991, S. 83 ff.; Urbain, Jean-Didier, *Sur la plage. Mœurs et coutumes balnéaires, IX^e–XX^e siècles*, Paris 1994, S. 118, 145, 165, passim.
- 8 Hennig, *Reiselust* (wie Anm. 7), S. 28; Feldbusch, Thorsten, *Zwischen Land und Meer – Schreiben auf den Grenzen*, Würzburg 2003, S. 7, 11 ff.
- 9 Shields (wie Anm. 7).
- 10 Vgl. dazu Feldbusch (wie Anm. 8); Richter, Dieter, «Das Meer. Epochen der Entdeckung einer Landschaft», *Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung* 2 (1998), S. 10–31, hier S. 17 ff.
- 11 Siehe etwa die Beispiele in: Altonaer Museum/Norddeutsches Landesmuseum (Hg.), *Saison am Strand. Badeleben an Nord- und Ostsee. 200 Jahre. Ausstellungskatalog*, Herford 1986, S. 34 ff., 135; *Simplicissimus*, Jg. 16, Nr. 20 (14. August 1911), S. 335, 337, 343; *Simplicissimus*, Jg. 11, Nr. 20 (13. August 1906), S. 315, 322; Shields (wie Anm. 7), S. 83, 98 f. Isherwood, Christopher, *Leb wohl, Berlin: Ein Roman in Episoden*, Berlin 1935, Nachdruck 5. Aufl. 1998, schildert in Kapitel drei eine homosexuelle Liebesgeschichte im Jahr 1931 auf Rügen.
- 12 Siehe zum Beispiel die Karikaturen in: *Simplicissimus*, Jg. 16, Nr. 20 (14. August 1911), S. 338, 347; *Simplicissimus*, Jg. 11, Nr. 20 (13. August 1906), S. 323, 325, sowie die Karikaturen aus der

- «Berliner Pflanze» von 1908, abgedruckt in: Prignitz, Horst, *Paradiese der Badelust*, Rostock 1993, S. 93 f., 102.
- 13 Vgl. Kürtz, Jutta, *Badeleben an Nord- und Ostsee. Kleine Kulturgeschichte der Sommerfrische*, Heide in Holstein 1994, S. 50 f. Dort auch ein Nachdruck des Plakats.
- 14 Werbeplakat für Kolberg 1912, in: Wedel, Peter Graf von, *Die Reise ins Bad. Kur- und Badeplakate von gestern und heute*, Dortmund 1982, S. 49; Werbeplakat für Sylt 1924, in: ebd., S. 60 f.
- 15 Siehe zum Beispiel die Werbeplakate für deutsche und europäische Kurorte in: Wedel (wie Anm. 14), und für Urlaubsziele in Tirol in: *Plakatkunst im Tourismus. 120 Beispiele aus Tirol*, Innsbruck 1999.
- 16 Zu Frauen als Werbeträgerinnen in der Produktwerbung: Reinhardt, Dirk, *Von der Reklame zum Marketing. Geschichte der Wirtschaftswerbung in Deutschland*, Berlin 1993, S. 397–412; Goffman, Erving, *Geschlecht und Werbung*, Frankfurt a. M. 1981; Huster, Gabriele, *Wilde Frische – zarte Versuchung. Männer- und Frauenbild auf Werbeplakaten der fünfziger bis neunziger Jahre*, Marburg 2001.
- 17 Siehe, exemplarisch für viele andere, die Bäderführer Norderneys: Staatliche Bade-Verwaltung Norderney (Hg.), *Nordseebad Norderney*, o. O. 1925, 1929–1933, und Landesverkehrsverband Ostfriesland (Hg.), *Nordseebad Norderney*, o. O. 1934–1938, alle im Stadtarchiv Norderney, o. Sig.
- 18 Vgl. dazu auch Löfgren, Orvar, *On Holiday. A History of Vacationing*, Berkeley, Los Angeles, London 1999, S. 7, 281, passim. Ihm zufolge dient Urlaub generell als Laboratorium zum Erproben neuer, moderner Lebensstile.
- 19 Siehe zum Beispiel Verband Deutscher Nordseebäder (Hg.), *Die deutschen Nordseebäder 1899. Kurzer Leitfaden*, o. O. 1899; ders. (Hg.), *Die deutschen Nordseebäder. Führer 1908. Offizieller Führer durch die dem Verbande Deutscher Nordseebäder angeschlossenen Badeorte*, Berlin 1908; ders. (Hg.), *Deutsche Nordseebäder 1925*, o. O. 1925; Verband Deutscher Ostseebäder (Hg.), *Die deutschen Ostseebäder. Führer durch die Badeorte des Verbandes Deutscher Ostseebäder*, Stettin 1925; ders. (Hg.), *Die Ostsee 1928. Führer durch die Badeorte des Verbandes Deutscher Ostseebäder*, Stettin 1928, sowie die zahlreichen Anzeigen diverser Seebäder in: *Die deutsche Ostsee. Zeitschrift des Verbandes Deutscher Ostseebäder*, 1926–1928.
- 20 Siehe etwa das Werbeplakat für Norderney von 1892, in: Wedel (wie Anm. 14), S. 14 f., oder das Werbeplakat für Heringsdorf von 1902 in: ebd., S. 25.
- 21 Lazzarotti, Olivier, «Tourismus: Von Orten und Menschen», *Voyage* 4 (2001), S. 72–78, hier S. 74.
- 22 Vgl. Tilitzki, Christian; Glodzey, Bärbel, «Die deutschen Ostseebäder im 19. Jahrhundert», in: Bothe, Rolf (Hg.), *Kurstädte in Deutschland. Zur Geschichte einer Baugattung*, Berlin 1984, S. 513–536, bes. S. 526.
- 23 Walton (wie Anm. 7), S. 96; Schumacher (wie Anm. 2), S. 371.
- 24 Walton (wie Anm. 7), S. 94 ff.; ders., *The English Seaside Resort. A Social History 1750–1914*, Leicester, New York 1983, S. 165, 174 f.
- 25 Blackbourn, David, «Taking the Waters. Meeting Places of the Fashionable World», in: Geyer, Martin H.; Paulmann, Johannes (Hg.), *The Mechanics of Internationalism. Culture, Society, and Politics from the 1840s to the First World War*, Oxford 2001, S. 435–457, hier S. 450 ff.
- 26 Vor allem gegenwartsbezogen dazu: Hennig (wie Anm. 7), S. 27, 49 ff., 60 ff.
- 27 Shields (wie Anm. 7), S. 83 f.
- 28 Vgl. Altonaer Museum (wie Anm. 11), S. 108 ff.; Kürtz (wie Anm. 13), S. 40 ff.; Timm, Werner, *Vom Badehemd zum Bikini. Bademoden und Badeleben im Wandel der Zeiten*, Husum 2000, S. 42 ff.
- 29 Vgl. Brändli, Sabina, «... die Männer sollten schöner geputzt sein als die Weiber». Zur Konstruktion bürgerlicher Männlichkeit im 19. Jahrhundert, in: Kühne, Thomas (Hg.), *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*, Frankfurt a. M., New York 1996, S. 101–118, hier S. 111 ff.; Walton (wie Anm. 7), S. 98 ff. Gegenwartsbezogen auch Hennig (wie Anm. 7), S. 27 f.
- 30 Fallada, Hans, *Damals bei uns daheim. Erlebtes, Erfahrenes und Erfundenes [1941]*, Berlin 2001, S. 139 f.

- 31 Ähnlich euphorisch und erwartungsvoll wird die jährliche Ferienreise mit den Eltern in den 1920er Jahren nach Norderney geschildert bei Goldmann, Robert, *Flucht in die Welt. Ein Lebensweg nach New York*, Frankfurt a. M. 1996, S. 30.
- 32 Zum Beispiel bei Fontane, Theodor, *Briefe I*, hg. von Kurt Schreinert, Berlin 1968, S. 137, 179 f., 216 ff.; Klemperer, Victor, *Tagebücher 1922–1923*, S. 177 f., 185 ff.; ders., *Tagebücher 1926–1928*, S. 191–200; hg. von Walter Nowojski, Berlin 2000; Frey, Olga, *Grossstadluft und Meereslust. Eine Reise nach Berlin und an die Ostsee 1900*, Zürich 1997 [1900], S. 70 ff.
- 33 Fontane (wie Anm. 32), S. 224.
- 34 Fallada (wie Anm. 30), S. 120 f., 174, 179, 182; Goldmann (wie Anm. 31), S. 30.
- 35 Fallada (wie Anm. 30), S. 120 f.
- 36 Schumacher (wie Anm. 2), S. 61 ff., 105 f.
- 37 Langhamer, Claire, *Women's Leisure in England 1920–1960*, Manchester 2000, S. 29 ff., 133 ff., 187 ff.
- 38 Die im Freien Gemüse putzende Mutter wird von Hans Fallada in den Erinnerungen an seine Kindheitsferien geschildert. Fallada (wie Anm. 30), S. 182.
- 39 Für Aufzeichnungen in Seebädern siehe zum Beispiel Fontane (wie Anm. 32), S. 165, 170, 178 f., 321; Klemperer, *Tagebücher 1922–1923* (wie Anm. 32), S. 180 ff., 185; ders., *Tagebücher 1926–1928* (wie Anm. 32), S. 200 f., 205, 207, 211; Mann, Thomas, *Tagebücher 1918–1921*, hg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt a. M. 1979, S. 281 ff., 544 f.; ders., «Mein Sommerhaus» [1931], in: ders., *Über mich selbst. Autobiographische Schriften*, 5. Aufl., Frankfurt a. M. 2002, S. 389–394, hier S. 391.
- 40 Vgl. zum Beispiel Kessel, Martina, «The ‹Whole Man›: The Longing for a Masculine World in Nineteenth-Century Germany», *Gender & History* 15, 1 (2003), S. 1–31, hier S. 14 ff.; Schnack, Dieter; Gersterkamp, Thomas, *Hauptsache Arbeit. Männer zwischen Beruf und Familie*, Reinbek bei Hamburg 1996, S. 9, *passim*; Salzwedel, Manuela; Scholz, Sylka, «Diese Aufgabe ist nun mal das Wichtigste, was ich mache: der Beruf». Die Bedeutung von Berufsarbeiten für die Männlichkeitskonstruktionen ostdeutscher Männer», *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* 4, 1–2 (2000), S. 22–50.
- 41 Klemperer, *Tagebücher 1922–1923* (wie Anm. 32), S. 178 f., 183.
- 42 Fallada (wie Anm. 29), S. 191. Für weitere Beispiele siehe Urbain (wie Anm. 7), S. 118, 165, 176 ff.; Hennig (wie Anm. 7), S. 27 ff., 47.
- 43 Fallada (wie Anm. 30), S. 180.
- 44 Kästner, Erich, *Emil und die drei Zwillinge* [1934], 55. Aufl., Hamburg, Zürich 1998, S. 65 f.
- 45 Frey (wie Anm. 32), S. 79 f.
- 46 Fürst, Max, *Gefilte Fisch. Eine Jugend in Königsberg*, Husum 2001, S. 78.
- 47 Zum Verhältnis von Diskurs und Erfahrung siehe: Bos, Marguérite; Vincenz, Bettina; Wirz, Tanja (Hg.), *Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffes in der Geschlechtergeschichte*, Zürich 2004.

